

TSOKOS & TSOKOS

HEINZ
LABENSKY -
UND SEINE ROMAN
SICHT AUF
DIE DINGE

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerlag.de



Originalausgabe Februar 2024

© 2024 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, München.

www.ava-international.de

Das Zitat »Die Liebe ist ein Schmetterling ...« von Gojko Mitić stammt aus einem Interview im Stern Magazin vom 2. August 2009

Das Zitat in Kapitel 12 stammt aus dem Lied »Mokka-Milch-Eisbar« von Thomas Natschinski und seiner Gruppe, Text: Hartmut König

© by Lied der Zeit GmbH Musikverlag und Bühnenvertrieb

Das Zitat in Kapitel 17 stammt aus dem Lied »Was willst du denn in Rio?« von Günter Geißler und Orchester Jürgen Hermann, Text: Siegfried Osten

© by Lied der Zeit GmbH Musikverlag und Bühnenvertrieb

Das Zitat in Kapitel 21 stammt aus »Das Konzept Stadtguerilla« von Ulrike Meinhof aus dem Jahr 1971

Das Zitat in Kapitel 21 stammt aus »Über den bewaffneten Kampf in Westeuropa« von Kollektiv RAF,

© 1971, R29, Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Das Zitat in Kapitel 21 von Ulrike Meinhof stammt aus einem Artikel im Spiegel Magazin vom 14. Juni 1970

Redaktion: Angela Kuepper

Covergestaltung: SO YEAH DESIGN, Gabi Braun

Coverabbildung: © Collage unter Verwendung von Motiven von Manuela Deigert / plainpicture und Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28419-3

*Die Liebe ist ein Schmetterling,
der sich setzt und dann wieder wegfliegt.*
Gojko Mitić

Komplettere Esel als diese Arbeiter gibt es nicht.
Karl Marx

Gönnen Sie sich Holz doch schon zu Lebzeiten!

Die sargbreite Reklametafel sprang ihm ins Auge wie eine doppelte Veräppelung. Sie hing im Bahnhofseingang von der gewölbten Hallendecke, direkt über den Fahrscheinautomaten lachte sie ihn an: eine Baumarktwerbung für Dielenböden.

An anderen Tagen, an denen er nicht ans Sterben dachte, wäre er nie hier aufgekreuzt. An diesem Tag, da immerhin die Möglichkeit davon in seinem Kopf rumsprunkte, konnte er nicht darüber lachen.

Er senkte den Blick, nahm sich fest vor, kein zweites Mal aufzusehen. Verblüfft betrachtete er seine kunstledernen Klettschuhe, die sich zielsicher über die Kacheln schoben, Taubendreck und Kaugummis auswichen wie *Superball*-Kandidaten den Hindernissen im Frühstücksfernsehen. Er war aufgekratzt, aber nicht in Panik. Er tastete sich langsam vor, als würde er nach einer jahrelangen Tauchstation nun eine ferne, unbekannte Welt entdecken.

Die warme Luft in dieser Welt roch immer noch nach Hektik, Aufbruch und Urinstein. Er sog sie gierig ein, als hätte er sie seit einer Ewigkeit nicht mehr geatmet. Heinz Labensky, noch gut im Strumpf, ein alter und grundeinfacher Mann, der sein Leben lang die unwahrscheinlichsten Geschichten gekannt hatte, aber von keinem Menschen je danach gefragt worden war, trippelte mit kurzen, o-beinigen Schritten durch den Bahnhof. Nur ein paar Meter noch, dachte er, dann würde er sich ein ermäßigtes Seniorenticket Richtung Ostsee kaufen. Dort, nahm sich Labensky vor, würde er dem größten Rätsel seiner eigenen Geschichte auf die Spur kommen.

Er hatte erst am Tag zuvor davon erfahren. Ganz aus dem Nichts hatte er eine Nachricht erhalten, genauer gesagt einen Brief, der ihn und auch sein kleines, unscheinbares Dasein, das sich mit Tütensuppen und Gelenkverschleiß eigentlich schon sachte seinem Ende neigte, noch einmal weit in die Vergangenheit zurückkatapultierte.

Den meisten Menschen würde so etwas vielleicht Angst bereiten. Sie könnten fürchten, die Geschichte, die sie für ihr Leben hielten und die sie sich ihr Leben lang über sich selbst erzählten, ganz zum Schluss noch einmal genauer zu beleuchten; in den dunklen Gerödelkeller der eigenen Erinnerungen hinabzusteigen und das Neonlicht anzuknipsen. Aber Labensky, der mindestens so schlichten wie sorglosen Gemüts war und außerdem der Eintönigkeit des Alters müde, zählte nicht zu diesen Menschen. Er hatte es satt, die Tage zu verdämmern, hatte noch Hummeln im Hintern. Angst war noch nie seine Sache gewesen, und auch mit dem Grübeln wollte er gar nicht erst beginnen. Seit zehn Jahren lebte er in einem Seniorenheim am Erfurter Stadtrand. Er nannte es sein »Feierabendheim«, so, wie man früher in seiner Heimat, der DDR, dazu gesagt hatte. Und wann immer er dort im Fernsehsessel saß und sich in allzu schwere Gedanken verstrickte, kam er sich dumm vor wie ein junger Hund, der Lastwagen auf der Straße nachjagt: Er wüsste ja doch nichts damit anzufangen, so dachte er, bekäme er je einen zu fassen.

Heinz Labensky war, wenn er sich in nur fünf Worten selbst beschreiben sollte, aber höchstens drei Worte dazu brauchte, ein stinknormaler Kauz. Also hatte er das Für und Wider gar nicht groß abgewogen, sondern sich einfach aufgemacht und extra für diese Reise – seine erste Reise seit mindestens zehn Jahren – die allerbeste Kleidung angezogen, jedenfalls das, was er für seine mit Abstand beste Kleidung hielt: Er trug mausgraue Schuhe zu grauen Kniestrümpfen, die bei jedem Schritt unter der eine Handbreit zu kurzen, zinngrauen Bundfalten-

hose hervorguckten. Über ein gestreiftes taubengraues Kurzarmhemd, das wie ein Segel bei Flaute von seinen runden Schultern hing, hatte er zur Sicherheit, obwohl die Luft im Morgengrauen bereits schwül war – Labensky nannte diese klebrige Junihitze insgeheim »Klabusterbeerenwetter« –, eine hellgraue Blousonjacke angezogen, aus deren Ärmeln seine Arme heraushingen wie Aale. Eigentlich, so hätten Reisende am Bahnhof denken müssen, wenn sie ihn im Vorbeieilen beobachtet hätten, war fast alles an ihm grau, so grau, als wäre er dafür gemacht worden, dass ihn niemand ein zweites Mal ansah. Auch sein verwüstetes Gesicht war fahl und faltig wie ein Elefantenbauch. Er hatte Tränensäcke unter den Augen und so etwas Ähnliches unter dem Kinn. Nur seine Augen selbst, die waren kindlich blau. Seine freundlichen, neugierigen Züge, die hatten manchmal, wenn er in Aufregung geriet wie jetzt, beinahe etwas Rosiges. Und auch sein gewelltes, einst rostrotes Resthaar glänzte noch fast friedhofsblond.

Der Fahrscheinautomat, vor dem er stoppte, empfing Labensky mit den Worten *Deutsche Bahn, herzlich willkommen*. Planlos wie eine Kuh, wenn's donnert, beugte er den Kopf über den Bildschirm. Er selbst war der Welt über die Jahre abhandengekommen, und wie andere neumodische Dinge, die er nicht verstand – Fleischlosdiäten, Zumba-Training oder Online-Kniffel –, gab der Automat ihm das Gefühl, ein Überbleibsel aus einer verloren gegangenen Zeit zu sein. Er entdeckte nirgends einen Schalter oder wenigstens einen großen runden Knopf, wie er es von allen Automaten kannte, die nach der Wende nicht nur im Osten, sondern in ganz Deutschland installiert worden waren. Er streckte die Arme aus, presste beide Daumen auf den Bildschirm, ohne Erfolg, und dann, abwechselnd, die Zeigefinger, nichts tat sich. Er wischte von links nach rechts und wieder zurück. Er probierte es mit kreisenden Handbewegungen. Mit den Handballen. Mit den Fäusten. Hilflös kratzte er sich am Kopf wie ein seni-

ler grauer Zauberer, der vor sehr langer Zeit den Trick vergessen hatte.

Heinz Labensky erinnerte sich jetzt, da er vor diesem neuartigen Gerät stand, an die guten alten Apparate aus der DDR. Der letzte Fahrscheinautomat, dem er als echtes Ostzonen- gewächs noch in der Deutschen Demokratischen Republik gegenübergestanden hatte, war ein sogenannter MFA, ein Mikrorechnergesteuerter Fahrkartenautomat der Deutschen Reichsbahn, gewesen. Der war, soweit er sich erinnern konnte, kurz nach der Inbetriebnahme des MSD, des Mikrorechnerge- steuerten Schalterdruckers, eingeführt worden und glich rein technisch dem MDA, dem Mikrorechnergesteuerten Dia- logautomaten. Labensky musste daran denken, dass die Aus- wahl des Zielbahnhofs damals über ein großes, übersichtliches Tastenfeld erfolgt war, durch Eingabe einer Bahnhofskennzif- fer, die der Postleitzahl des Zielortes entsprach und an einer Wandtafel neben dem Automaten aushing. Der sogenannte Dialogautomat konnte zwischen mehreren Fahrtmöglichkei- ten unterscheiden und erstmals sogar Ermäßigungen erfra- gen. Vor allem erinnerte Labensky sich an jenen Tag, an dem die weltweit erste Version dieser Maschine in der Vorweih- nachtswoche 1979 im Berliner Bahnhof Schöneweide getestet worden war. Labensky erinnerte sich so genau daran, als wäre er selbst dabei gewesen – obwohl er in Wahrheit nur auf Radio DDR 1 davon gehört hatte –, wie neugierige Zuschauer den Dialogautomaten zunächst wie ein gelandetes Raumschiff umlagert hatten und wie es schließlich Schulkinder gewesen waren, die das System sofort begriffen und die gesamte Bahnhofskennzahlenliste fehlerfrei durchgespielt hatten. Das Reichsbahn-Ausbesserungswerk *Roman Chwalek*, auch an den Namen erinnerte sich Labensky gut, produzierte in den Jahren darauf Hunderte Dialogautomaten und benannte sie in Fahrkartenautomaten um. Ein quadratischer roter Kasten, eindeutig beschriftet mit einer Bedienungsvorschrift in gelber

Signalfarbe und gerade mal drei Worten: *Wählen, Zahlen, Nehmen.*

Idiotensicher ist das gewesen, dachte Labensky jetzt. Aber hier, an diesem Bahnhof vor diesem einarmigen Banditen, den Kopf voll mit verklumpten Geräuschen, schien überhaupt nichts idiotensicher.

Wählen, Zahlen, Nehmen, wiederholte er in Gedanken, als wollte er sich Mut zusprechen. Es war erst sieben Uhr, aber sein Kurzarmhemd klebte bereits wie mit der Haut verleimt. Er hatte vor lauter Aufregung ja vorsorglich drei Schichten angezogen, Zwiebelprinzip. Jetzt schwitzte er blödsinnig wie ein Pudding beim Picknick. Das körpereigene Kondenswasser rann seinen Rücken hinab, bis in die Untiefen seiner Hose. Wo du bist, geht immer alles den Bach runter, dachte Labensky. Der Satz stammte von seiner Mutter. Sie hatte das früher, als er noch ein Junge gewesen war, oft zu ihm gesagt. Er dachte an diesem Morgen viel an seine Kindheit, an eigentlich alles, was mal gewesen war. Hinter ihm, spürte er, lag nicht nur sein Leben, hinter ihm bildete sich auch eine Menschentraube. Er stellte sich die Wartenden in seinem Rücken vor, wie sie von einem Bein aufs andere traten, ihm über die Schulter schauten, ihn mit wachsender Ungeduld beäugten. Doch er konnte jetzt nicht klein begeben. Das hatte er noch nie getan.

Gönnen Sie sich Holz doch schon zu Lebzeiten.

Labensky sah wieder auf zu der sargbreiten Reklametafel. Sie hing nicht mehr über ihm wie eine Veräppelung, eher wie eine Erinnerung: Er war diese Reise, die wahrscheinlich letzte Reise seines Lebens, nicht nur sich selbst schuldig. Dumpf fühlte er, dass er sie auch noch einem anderen, ganz bestimmten Menschen schuldete.

Erdmöbel, dachte er jetzt. Erdmöbel, so hatte man Särge in der DDR genannt. Er wusste auch nicht, warum er auf einmal daran denken musste. Vielleicht aus demselben Grund, aus

dem man in der DDR eben nicht Särge, sondern sogenannte Erdmöbel besichtigt und bestellt hatte, wenn jemand gestorben war: weil dieses Wort einen irgendwie beruhigte. Weil es wohl einfach freundlich und gemütlich klang, fast so, als würde man nicht kalt unter der Erde liegen und die Radieschen von unten betrachten, sondern sich in seiner Wohnstube hübsch einrichten.

Labensky hatte nie groß darüber nachgedacht, was eigentlich kam, nachdem einem die Lichter ausgingen. Das Einzige, das ihm immer ganz sicher erschienen war, das waren die Erdmöbel gewesen. Auf die konnte man sich verlassen. In die konnte man sich reinlegen. Das hatte ihn irgendwie beruhigt. Was aber, dachte er nun, wenn am Ende nicht mal die ganz sicher waren? Was, so überlegte er, wenn man das Pech hatte, nicht mal eine anständige Beerdigung zu kriegen, also auch kein Erdmöbelstück, um sich geruhsam darin langzumachen? Was, wenn man stattdessen sang- und klanglos einfach unterging, ohne Holzkahn oder Grabstein spurlos von der Bildfläche verschwand, genauso wie einst auch die DDR?

Labensky fixierte den Fahrscheinautomaten, jetzt noch entschlossener, den rot-weißen Kaventsmann durch bloßes Anstieren zu bezwingen. Wie Labensky sich kannte, hartnäckig bis zur Sturheit, wenn es sein musste – und hier musste es sein –, wäre er irgendwann sogar zum Äußersten bereit gewesen. Was immer das hieß. Er fand es nicht heraus, da irgendwer, der hinter ihm anstand, in sein Ohr rülpste.

Labensky drehte sich um und blinzelte in die Augen einer jungen Frau mit blondem, lang gewelltem Haar. Sie trug eine Krone wie eine Prinzessin und ein Kleid, das in der Bauchgegend ein wenig spannte.

Ihre Schienbeine waren dick wie Fußgängerampeln, und auf ihrem Brustkorb wuchsen Haare. Auch ihre Stimme klang eigenartig tief für eine Frau, weshalb Labensky kombinierte, dass sie in Wirklichkeit ein Mann sein musste, der sich als

Frau verkleidet hatte. Dieser Mann kaute ein Mettbrötchen und trank ein Schluntz-Bier, eine Lokalmarke, die Labensky selbst gern getrunken hatte, ehe sein Harndrang ihm dazwischenfunke und auch nur einen Hopfentee am Abend zu einem riskanten Unterfangen machte.

Der Mann im Kleid schien nicht allein zu sein, sondern im Schlepptau einer achtköpfigen Reisegruppe aus lauter jungen Männern, die sich nun mit Sonnenbrillen und kurzen Hosen näherten und mit einem Bollerwagen, in dem sie zwei Kästen Schluntz-Bier wie eineiige Zwillinge transportierten. Einer der Männer, der die Anhänger gabel führte, balancierte ein Radiogerät auf seiner Schulter, und alle Männer, außer dem Mann im Kleid, trugen das gleiche Hemd: BRÄUTIGANG – *Da braut sich was zusammen. Er muss an die Leine und wir sind nur zum Saufen hier.*

»Ich?«, murmelte Labensky fahrig, als sei er gerade aus einem wirren Traum erwacht. Er kannte dieses Gefühl. Es überkam ihn häufiger in letzter Zeit, meist dann, wenn er im Feierabendheim nicht einen Menschen zum Reden fand. Wenn er allein in seinem Zimmer hockte, in die geplante Betonwüste vor seinem Fenster starrte, bei dieser Tätigkeit in seichten Schlummer sank und dann, plötzlich, vom Bimmeln zur Kaffe- oder Spielstunde aus seinen Tagträumen geweckt wurde; nicht selten der Höhepunkt des Tages.

Der Mann im Kleid fragte Labensky nach seinem Ziel, und Labensky ließ die Arme sinken. Er stotterte etwas, was er selbst nicht ganz verstehen konnte. Er war so aufgekratzt wie ein Langzeitsträfling auf Hafturlaub. Seit einer Ewigkeit war er nicht mehr auf eigene Faust draußen gewesen, unter Menschen im echten Leben. Erst war es ihm in dieser komplizierten Welt nicht gelungen, den Fahrscheinautomaten zu bedienen, ein einfaches Zugticket zu lösen. Nun wollte ein Mann, auf dessen Krone in Glitzerschrift *Game Over* stand, wissen, wohin er verreisen wollte. Labensky tat, was er in solchen Mo-

menten meistens tat, um Zeit zu gewinnen. Er wiederholte einfach noch mal die Frage: »Wo ich hinwill?«

Genüsslich ließ der Mann im Kleid einen langen, klebrigen Spuckefaden zu Boden fallen, während Labensky bohrend in sich hineinhorchte und auch für sich selbst nach einer Antwort suchte.

Die ausführliche Antwort begann damit, dass er, Heinz Labensky, neunundsiebzig Jahre alt, ein knappes Jahr vor Kriegsende in einem kleinen ostpreußischen Bauerndorf geboren worden war, in zufällig genau dem Ort, in dem ein paar Kriege zuvor angeblich die Pommfritz erfunden worden waren. Und während das erst mal nichts weiter zur Sache tat, war umso wichtiger zu wissen, dass er sein Leben lang nicht gerade den tiefen Teller erfunden hatte und gripsmäßig eher hell war wie ein Tunnel. Dass er, wie er glaubte, wohl deswegen nie viele Freunde und Bekannte hatte und nach einem insgesamt sehr unauffälligen Leben in einem stinklangweiligen Feierabendheim wohnte, einem Betonklotz, den er so selten verließ, dass er jeden Winkel davon kannte wie ein Tiger seinen Käfig. In all den Jahren hatte er kein einziges Mal Besuch erhalten und auch keinen Telefonanruf, bis am vergangenen Nachmittag, also erst gestern, plötzlich ein Brief in seinem sonst immer leeren Postfach gelegen hatte.

Der weitere, in Wahrheit wichtigste Teil dieser komplizierten Antwort lautete, dass er, Heinz Labensky, diesen Brief vorsichtig geöffnet hatte und den Inhalt, ein beidseitig beschriebenes Blatt Papier, anschließend in seinem Fernsehsessel auseinandergefaltet und trotz lebenslanger Leseschwäche gelesen hatte. Zuerst ein paar Mal bei Tageslicht und nachts im Bett, als die Dunkelheit herabgesunken war, noch mal genauso oft unter der Nachttischlampe, atemlos, Zeile um Zeile mit dem Finger abfahrend, aber noch ohne wirklich zu begreifen. Erst mitten in der Nacht, als er den Brief unter sein Kopfkissen geschoben, das Licht ausgeknipst und auf die alte Raufasertapete

des Feierabendheims gestarrt hatte, war ihm immerhin dumpf klar geworden, was es damit auf sich hatte: Eine völlig fremde Person hatte ihm diesen Brief geschrieben und ihn darin um ein persönliches Gespräch gebeten. Eine Frau, die er nicht kannte und die laut Absenderanschrift in Rostock-Warnemünde an der Ostsee wohnte. Sie hatte sich selbst kaum weiter vorgestellt. Sie hatte ihm eigentlich fast nur von ihrer Mutter berichtet. Von einer Frau, die sie selbst nie kennengelernt habe. Einer Frau, der jedoch er, Heinz Labensky, ihren Recherchen nach vor vielen, vielen Jahren in einem Dorf der DDR begegnet sein musste, als vielleicht bester Freund, den ihre Mutter in ihrer Jugend gehabt hatte.

Ihre Mutter, so hatte die Absenderin ihn wissen lassen, sei Jahre später nach Berlin gezogen, um dort zu studieren. Sie sei dort nicht nur schwanger geworden. Sie sei im Jahr 1975, kurz nach ihrer eigenen Geburt, auch als vermisst gemeldet worden, ganz plötzlich rätselhaft und spurlos von der Bildfläche verschwunden. Und nun, vor Monaten erst, sei ihre Mutter, genauer gesagt womöglich deren sterbliche Überreste, im Berliner Bezirk Pankow in einer wegen Bauarbeiten ausgehobenen Klärgrube vielleicht wieder aufgetaucht.

Die Absenderin des Briefes, also die Tochter, schrieb, die Identität der gefundenen Person sei sehr wahrscheinlich kaum mehr eindeutig zu klären. Sie hatte ihren Briefzeilen trotzdem den Ausschnitt eines Zeitungsartikels beigelegt. Der Artikel, der laut Datum aus dem letzten Winter stammte und also schon ein halbes Jahr alt war, handelte vom Fund eines beinahe vollständig erhaltenen Frauenskeletts und zeigte sogar ein Foto der Klärgrube, aus der nicht nur die Knochen der Toten geborgen worden waren, sondern auch ein Fahrschein der Berliner Verkehrsbetriebe aus dem Jahr 1975 sowie Schuhe, Strümpfe und zersetzte Kleidungsfasern, Fasern von Malimo-Strickware, die Mitte der Sechzigerjahre nur in der DDR hergestellt worden war. Berliner Rechtsmediziner, so schrieb

die Absenderin außerdem, hätten das Skelett untersucht, den Zahnstatus erhoben und ein biologisches Profil erstellt, um Alter und Todeszeitpunkt der Verstorbenen einzugrenzen: Demnach müsse es sich bei der gefundenen Person um eine damals ungefähr dreißigjährige Frau gehandelt haben, die vermutlich im Jahr 1975 – also vor fast fünfzig Jahren, als auch ihre Mutter verschwunden war – auf rätselhafte Weise ums Leben gekommen sei.

Was all das mit ihm zu tun haben sollte, das hatte Labensky zuerst nicht wirklich wahrhaben wollen wie Krampfadern oder Gesäßwarzen – weshalb er den Namen jener Frau, die ihrer Tochter nach möglicherweise diese gefundene, unbekannte Frau sein könnte, zuerst stoisch ignoriert und überlesen hatte, als hätte er ihm nie etwas gesagt und als hätte jener Mensch, der diesen Namen trug, ihm nicht sein ganzes Leben lang die Welt bedeutet.

Der Mann im Kleid rülpste erneut, laut genug, um Labensky aus seiner Starre zu lösen und aufzuwecken. Im Bahnhof ertönte die Durchsage »Vorsicht bei der Einfahrt«, unten am Gleis rollte der nächste Zug ein. Labensky spürte den Fahrtwind im Gesicht, er hörte das Kreischen der Bremsen, und sein Gedankenstrom riss ab.

»Warnemünde ...«, sagte er wie weggetreten, als sehe er durch den Mann hindurch. Er wischte mit der Hand über sein Gesicht. »Ich muss so schnell es geht nach Rostock-Warnemünde.«

Die Männer mit dem Bollerwagen prosteten ihm zu. Ihr Anführer mit der Krone hielt ihm nun einen Zettel vors Gesicht, erklärte ihm, dass sie zu neunt seien, aber ein Gruppenticket für zehn Personen hätten, mit dem sie ihn für zwanzig Euro bis nach Berlin mitnehmen könnten. Danach, erklärten sie Labensky, könne er mit demselben Ticket einfach allein weiterfahren bis nach Rostock-Warnemünde oder wohin auch immer es ihn verschlage.

Labensky fühlte sich geehrt von Magdeburg bis in die Lausitz, dass diese jungen Burschen von allen Bahnsohlen ausgerechnet ein altes Schaukelpferd wie ihn auserkoren hatten, sie zu begleiten.

Er hörte ihren Erklärungen so konzentriert zu, als versuchte er einer sehr schwierigen Rechenaufgabe zu folgen. Wie immer verstand er höchstens die Hälfte, aber immerhin so viel, dass sie nicht mit dem Zug fahren würden, sondern mit einem großen grünen Reisebus, der quer durch das halbe Land fahre. Labensky hatte allein schon wegen dieser erstaunlichen Bezeichnung – Flixbus! – ein ziemlich zügiges Fernverkehrsmittel vor Augen.

Er gab sich geschlagen und griff nach der Geldbörse in seiner Jacke, während er dem Fahrscheinautomaten einen letzten, herausfordernden Blick zuwarf wie einer, der etwas Besseres gefunden und es sich anders überlegt hatte. Aufgeregt hielt er einen graublauen Geldschein in die Luft.

»Heinz Labensky«, stellte er sich vor, »abfahrbereit!«

HOTEL NEPTUN

Der Zentrale Omnibusbahnhof lag am südlichen Ende der Bahnhofshalle, nur eine Rolltreppe und eine halbe Fressmeile entfernt.

Labensky folgte den Männern mit dem Bollerwagen, ein grauer Mann neben neun bunten. Mit rundem Rücken und neugierigem, vornübergebeugtem Gang, die Arme verschränkt wie ein greiser kleiner Obelix hinter einem als Frau verkleideten Asterix und seinen Galliern, stromerte er einfach hinter seiner Reisegruppe her.

Alle Fertigbäckereien, an denen sie so vorbeikamen, warben mit Schildern, auf denen stand: *Ofenfrisch geliefert*. Labensky, der in seinem ganzen Leben noch kein richtiges Buch gelesen, der aber zu alten DDR-Zeiten die Mosaik-Bildgeschichten der Abrafaxe regelrecht vergöttert hatte, dachte an den legendären Bäckermeister Mürbet Haik und beobachtete die Kundschaft.

Die meisten Kunden, die an diesem Morgen ofenfrische Lieferungen am Erfurter Bahnhof kauften, waren Männer mit Aktenkoffern und eng sitzenden Anzügen, die rundherum adrett wirkten und Energie, Erfolg und Tatendrang ausstrahlten. Junge, flinke Geschäftemacher, dachte Labensky. Zu strichförmigen Krawatten trugen sie hellbraune Lederschuhe, in denen keine Socken steckten. Im Vorbeigehen nippten sie an Eiskaffee mit Karamelldressing, während sie weiße Kabel oder Knöpfe in den Ohren hatten und sich schnellen Schrittes mit ihrem Revers oder sich selbst unterhielten. Labensky kannte diese verlockenden, meistens zu keinem fertigen Gedanken führenden Gespräche mit sich selbst, nur hatte er noch nie ein Hörgerät dazu gebraucht.

Er hatte seinen eigenen Stöpsel – er nannte ihn auch Ohrwurm, Luchs oder Spion – neben dem alten grauen Ruhla-Miniwecker auf seinem Nachttisch vergessen. Das fiel ihm jetzt auf. Er hatte das Heim im Morgengrauen verlassen, ohne sich abzumelden, und zuvor hatte er nicht einmal daran gedacht, wenigstens eine kleine Reisetasche mit einer Zahnbürste, Kniestrümpfen, kurzärmeligen Wechselhemden und Eukalyptus-Lutschbonbons zu packen.

Zum einen besaß er gar keine Reisetasche. Die einzige Reise, die er in den vergangenen Jahren unternommen hatte, war ein organisierter Feierabendheimausflug zum antifaschistischen Strickverein *Erfurt Kunterbunt* gewesen; ein Erlebnis, auf das er gut und gern verzichtet hätte. Zum anderen war er an diesem Morgen, nachdem er den Brief gelesen hatte, durch den Wind wie ein altes Segelschiff: Er hatte die Nacht lang wach gelegen, kein Auge zugetan, versucht, nicht an diese gefundene Frau zu denken, sich diese Vorstellung wieder aus dem Kopf zu schlagen. Er hatte aber trotzdem in einer Tour an diesen Namen aus dem Brief denken müssen.

Rita Warnitzke, so lautete der Name.

Labensky hatte ihn seit einer Ewigkeit nicht mehr in den Mund genommen. Er hatte sich eines Tages verboten, ihn auszusprechen, was nicht bedeutete, dass er nicht ständig an den Menschen, der diesen Namen trug, gedacht hätte. Gedanken an Rita waren ihm, obwohl er Schwermut ja ansonsten mühe-los beiseiteschieben konnte, immer wieder durch den Kopf geschossen. Von Zeit zu Zeit waren diese Gedanken auch tage-
lang darin herumgeschwirrt wie träge Brummer, die er unter Anstrengung verscheuchen musste. Sogar im Alter hatte er, ob er nun wollte oder nicht, noch regelmäßig von ihr geträumt und sich in seinen Träumen ausgemalt, wie ihr Leben wohl verlaufen war, nachdem er sie zum letzten Mal gesehen hatte.

Er hatte sie immer noch vor Augen: eine junge Frau mit dem zartesten, bildhübschesten Gesicht, das man sich vor-

stellen konnte. Mit winzigen Zahnlücken wie ein Backfisch und mit vielen kleinen Grübchen, die ihrem Lächeln etwas Lausmädchenhaftes gaben. Ihre Augen und auch ihre Haare, erinnerte sich Labensky, hatten die Farbe von DDR-Ersatzkaffee mit leichtem Schimmer. Ihre Hände dufteten nach KleeHonig und nach Florena-Creme. Wäre sie nicht als Bürgerin der DDR geboren, sondern als Indianerin, das hatte sich Labensky, der von klein auf die Indianerfilme der DEFA liebte, häufig vorgestellt, so hätte ihr Stammesname höchstwahrscheinlich »Schöne Taube« oder »Kleines Reh« oder »Helle Sonne« oder »Bunte Blume« gelautet oder auch »Schöner kleiner Schmetterling mit sehr schönen Flügeln«. So schön war sie gewesen.

Doch dann, eines Tages, war sie auf einmal weg, war sie ganz plötzlich wie vom Erdboden verschwunden, hatte er nie wieder von ihr gehört, war ihre Freundschaft wie ein Gummiband gewesen, das auf- und zugegangen und irgendwann gerissen war. Wieso?

Labensky war sich nie sicher gewesen. Doch jetzt, so viele Jahre später, war da auf einmal dieser Brief, und nun hatte er vielleicht die Antwort, zumindest einen Teil davon: weil Rita buchstäblich vom Erdboden verschluckt worden war? Weil sie vielleicht die gefundene Frau aus diesem Zeitungsartikel war und also die ganze Zeit ganz ohne Erdmöbel in einer Klärgrube gelegen hatte. Labenskys Bauch zog sich zusammen. Er schämte sich, das nur zu denken.

Aber warum?, überlegte er. Warum saß sie jetzt nicht auch gemütlich in irgendeinem Feierabendheim und bereitete sich mit reichlich Knabberkram aufs Ende vor so wie er? Was war aus ihr geworden?

Es war diese Frage, die sein rüstiges Herz – eine Gefühlsurine, die er sich schon lange nicht mehr anzutasten traute – noch vor Sonnenaufgang ins Stolpern gebracht hatte. Die ihn aus dem Bett getrieben und veranlasst hatte, sich aufzurichten,

seine Füße in die Pantoffeln zu stecken und über Jahre eingeübte Abläufe der Morgentoilette zu durchbrechen: Er hatte mal wieder geduscht, war mit einer Pinzette gegen die Altherrenhaare vorgegangen, die wie krause Spinnenbeine aus seiner Nase und aus seinen Ohren wuchsen. Er hatte sich rasiert, gekämmt und schick gemacht, um herausgeputzt in aller Frühe mit dem Seniorentaxi zum Hauptbahnhof zu fahren.

Der große grüne Reisebus parkte direkt gegenüber dem Bahnhofsausgang, in einer Haltebucht neben einem halben Dutzend grüner Busse, die in dieseltuckernder Ungeduld auf ihren nächsten Ausritt warteten wie eine Schar Pferde an der Tränke. Hinter den Windschutzscheiben der Fahrererkabinen las Labensky ihre Ziele: Stuttgart, München, Prag, Hannover. Vor einem Bus sah er ein paar Halbstarke mit Hörgeräten und ofenfrischen Lieferungen zusteigen, gähnend, als würden sie bloß eben in die Altstadt fahren.

Verdutzt beobachtete er den Vorgang. Ihm, dessen Gesicht zerknittert war wie eine alte Landkarte, kamen die Orte ja so fern vor, dass er nicht sicher war, ob es sie wirklich gab. Dabei kannte er sie aus dem Fernsehen, vom Wetterbericht, den er sich jeden Abend mit Leberwurstschnittchen auf den Knien im Feierabendheim ansah. Er liebte Wetterberichte, weil sie seine kleine Welt groß machten. Weil er den Osten Deutschlands in seinem ganzen Leben nie verlassen hatte. Weil der Osten die einzige Welt war, die er kannte.

Der Bus, der über Leipzig und Berlin nach Rostock fahren sollte, war bereits so gut wie voll besetzt. Durch eine Ladeluke auf der rechten Busseite wurden Gepäckstücke in den Bauch geschleudert.

Daneben, unter der Fensterfront, klebte das riesige Reklamesicht eines dunkelhäutigen Mannes mit sehr grüner Krawatte.

Schwer zu sagen, warum, aber der aufgeklebte Mann lächelte Labensky zu und streckte ihm sogar den Daumen entgegen

wie ein Fußballstürmer, der sich für eine Flanke bedankte. Neben seinem Reklamegesicht stand: *Kleiner Lenkanstoß: Ich verstehe nicht perfekt Deutsch, aber vom Busfahren verstehe ich alles. Verkehrsregeln spreche ich fließend. Muhibija, Busfahrer und Mensch.*

Labensky sah zu ihm auf wie zu einem Weisen aus dem Morgenland. Er hatte keine Vorstellung, was diese Reise brachte, was er durch sie herausfinden würde, aber bis hierhin hatte er es schon mal geschafft.

Am Bussteig vermischten sich Abgasdämpfe und Aromen von Frittierfett zu einem Geruch, der metallisch in seiner frisch gezupften Nase pulsierte. So riecht das Leben, dachte Labensky, während die Männer mit dem Bollerwagen den Geldschein, den er ihnen auf die Hand gegeben hatte, in Zigarettenschachteln investierten, auf denen stand, dass sie wahrscheinlich daran sterben werden. Sie stiegen, als hätten sie sich sehr schnell damit abgefunden, in den Bus, und Labensky stieg einfach hinterher. Als Einziger begrüßte er den Busfahrer, einen dunkelhäutigen Mann mit grüner Krawatte, der sich gerade hinter dem Lenkrad einrichtete, persönlich.

»Heinz Labensky, ist mir 'ne Ehre«, sagte er und reichte dem Busfahrer die Hand wie ein langjähriger Bewunderer seiner Kunst.

»Ticket?«, ignorierte der Busfahrer die Hand vor seinem Gesicht.

Labensky hob die Augenbrauen, sein Stubenhockerteint bekam auf einmal Farbe. Er deutete in den Bus. Seine Reisegruppe war schon nach ganz hinten vorgeprescht, hatte sich auf der Rückbank breitgemacht und johlte, als wäre es für alle Mitreisenden wichtig, sie auf jeden Fall von Anfang an zu verstehen. Labensky wollte sich zu den jungen Leuten durcharbeiten, er hoffte, sie hätten ihm noch einen Sitzplatz frei gehalten, aber sie hatten den Bollerwagen mit dem Bier durch die Hintertür geschmuggelt und auf dem letzten freien Sitz platziert; die An-

hängergabel hing quer im Gang, gesenkt wie der Kopf eines Hundes, der sich seiner Besitzer schämte.

Unsicher blickte sich Labensky um. Der Bus roch nach Goldbroiler, Schläfrigkeit und nassen Socken. Ganz vorne links saß ein plattgesichtiger Herr in Anglermontur, der mit offenem Mund schlief, und gleich daneben ein fülliger Kerl mit Lockenmähne, der lustlos an einem Müsliriegel kaute und in Labenskys Augen aussah wie der junge Achim Mentzel. Rechts daneben saßen zwei Männer in Unterhemden und über Kreuz geführten Hosenträgern, vierschrötig wie Preisbo-xer. Hinter ihnen ächzten zierliche Rentnerinnen über das Wetter, klagten über die Hitze draußen, priesen die Kühle drinnen, trugen lilablaue Tüpfchenblusen und plapperten wie Äffchen auf der Drehorgel. Gleich dahinter hatten sechs dralle, pfirsichfarbene Frauen Platz genommen, die angetüttert durcheinandergiggelten und kleine Rotkäppchen-Sektflaschen in der Hand hielten wie Fackeln. *Life is a Beach* und *Morgens Fango, abends Tango* war auf ihren pink glitzernden Oberteilen zu lesen. Dahinter, in den Mittelreihen links und rechts, erspähte Labensky ein paar Familien mit Kleinkindern, die vermutlich, so sagte man ja früher in der DDR, mit ermäßigten Karnickelpässen unterwegs waren.

Labensky wollte sich auf keinen Fall irgendwo aufdrängen, lieber hätte er die ganze Fahrt über gestanden. Aber dann erhob sich eine Frau aus der fünften oder sechsten Reihe links von einem Vierersitz und schob ihn, ohne dass er sich dagegen wehren konnte, auf ihren Platz. Die Frau, vielleicht um die vierzig, trug trotz aufkommender Hitze einen schwarzen Hosenzug, als hätte sie noch Termine, und fragte: »Könnten Sie ein Auge auf die zwei hier haben?«

Labenskys Blick fiel auf ein Mädchen mit Brille, Zopf und Regenbogenkleid, daneben saß ein Junge, der noch einen Kopf kleiner war und weißblond wie eine Distel, mit Zahnsperre und Gel im Haar, an den Schläfen weggeraspelt. Labensky saß

den Kindern in Fahrtrichtung gegenüber. Das Mädchen musterte ihn, sein Blick fuhr wie ein Röntgenscanner an seiner grauen Erscheinung auf und ab. Der Junge bohrte selbstvergessen in der Nase, zog einen Popel daraus hervor, betrachtete ihn zufrieden und schmierte ihn dann unter den Sitz. Die Auster des kleinen Mannes, dachte Labensky, während die Frau, wahrscheinlich ihre Mutter, den Kindern auf den Kopf tippte wie zu groß geratenen Tipp-Kick-Figuren. »Die beiden fahren nur bis Leipzig, zu ihrem Erzeuger«, erklärte sie und verzog beim Wort »Erzeuger« das Gesicht zu einem gönnerhaften Lächeln.

Labensky schaffte es, zu nicken, ehe die Frau auf ihre Uhr sah wie eine Schiedsrichterin vor'm Abpfiff. Dann stieg sie, ohne abzupfeifen und ohne sich noch einmal umzudrehen, aus dem Bus.

Labensky starrte die Kinder an. Er wusste selbst nicht, warum, aber er musste dabei unweigerlich an diese Frau denken, die ihm ohne Vorwarnung den Brief geschrieben hatte. An Ritas Tochter.

Wer hatte sich wohl um sie als Kind gekümmert, wenn Rita, also ihre Mutter, direkt nach ihrer Geburt verschwunden war? Die Frau hatte in dem Brief so gut wie nichts über sich selbst verraten, nur ihre Telefonnummer, ihre Adresse und natürlich ihren Namen.

Auf dem Briefumschlag, den Labensky in seiner Jackentasche verwahrte, stand, wie er sich nun noch einmal vergewisserte: *Rosa Warnitzke, Rostock-Warnemünde, Seestraße 19, Hotel Neptun.*

Labensky wurde schwindelig. Normalerweise kam ihm sein Kopf luftig vor wie Dämmwolle und leicht wie eine Schüssel Haferflocken. Jetzt fühlte er sich schwer an wie ein Sack Trockenfrüchte und verdreht wie eine Bratwurstschncke. Das Hotel Neptun an der Ostsee war ihm bei aller Begriffsstutzigkeit, die ihn sein Leben lang begleitete, natürlich ein Begriff.

Früher, als er jung gewesen war, war es das berühmteste Hotel der DDR gewesen, ein legendärer Nobelbunker für Staatsgäste und Devisenschlepper, um den sich allerlei Geschichten rankten. Und jetzt wollte ausgerechnet er auf seine alten Tage so eine piekfeine Bettenburg ansteuern?

Was wusste er schon von dieser fremden Briefabsenderin, außer dass sie anscheinend Ritas Tochter war? Wie hatte sie ihn überhaupt ausfindig gemacht? Und was wollte sie von ihm, warum wollte sie mit ihm sprechen? Wieso hatte sie ihn kontaktiert?

Labensky fühlte plötzlich ein Drücken in der Brust, einen kurzen, unerwarteten Widerstand, vielleicht doch gar nicht erst loszufahren.

Dann, von einer Sekunde auf die nächste, geriet sein schlafes Hinterteil in Wallung, zitterte wie Wackelpudding. Der graue Stoffsitz unter ihm vibrierte. Hustend erwachte der Bus zum Leben. Die Türen schlossen automatisch. Rote Anschlagzeichen blinkten auf.

Labensky legte den Gurt um und presste sich in den Sitz, suchte nach einem Haltegriff. Er hielt sich mit beiden Händen am Tisch fest und zwinkerte den Kindern zu, als seien sie nervös, nicht er. Auf keinen Fall wollte er wie ein weltfremder alter Tropf erscheinen, der seine Tage in einem Feierabendheim verbrachte und zum ersten Mal mit einem Flixbus fuhr. Aber genauso war es. Labensky kam sich vor wie ein Raumfahrer auf einsamer Mission, so wie einst Sigmund Jähn, der erste deutsche Kosmonaut, in seiner Raumkapsel. Er machte sich auf eine ungewisse Reise und hatte damit unversehens etwas begonnen, was er selbst noch nicht durchschaute. Aber der junge Mann in ihm, der Rita nie vergessen hatte, sah keinen Grund, damit aufzuhören. Für Rückzieher war es zu spät.

POMMES DE TERRE À LA FRÉDÉRIC

Der Bus rollte in Schrittgeschwindigkeit vom Parkplatz, nahm bereits im Bahnhofsviertel Fahrt auf und verließ die Innenstadt ostwärts über die vierspurige Weimarische Straße. Die Luft draußen hatte noch einen leichten Stich ins Blaue. Die aufsteigende Morgensonne fiel waagerecht und milchig bleich durch die Frontscheibe. Altbauten und Hochhäuser wichen bald Flachbauten und Möbelhallen, und in den Seitenfenstern franste Erfurt schon nach wenigen Minuten aus in eine Industrievorstadt, die so tot dalag wie von der Bundesstraße 7 erstochen, und kein Mensch hätte es bemerkt.

Über Lautsprecher hörte Labensky die Stimme von Busfahrer Muhibija, wie er ihn bewundernd nannte. Er wünschte eine angenehme Fahrt und gab bekannt, dass die Toilette ab sofort geöffnet sei. Er bat alle Mitfahrer, sich hinzusetzen und das Klo nur rückwärts zu betreten, da kein Platz zum Wenden sei. Aus den Reihen erhob sich unverständliches Gemurmel, das nach Protest klang und das Busfahrer Muhibija geduldig überging, indem er erklärte, dass jedem Fahrgast, der bei einer Polizeikontrolle nicht vorschriftsmäßig angeschnallt sei, sechzig Euro Bußgeld drohten.

Die Frauen mit den Prickelwasserflaschen, die Labensky mit ihren frechen ananasgelben Kurzhaarfrisuren an einen besonders frechen Moderator von *Verstehen Sie Spaß?* erinnerten, gieksten.

»Das sind sechs Flaschen Sekt«, rechnete Busfahrer Muhibija vor, mitten hinein in das Gewieher und Redegeplätscher, und während zwei Frauen daraufhin den Gurt umlegten, ließen die anderen es gerne mal darauf ankommen, als hätten sie

genug intus, um die zweistündige Fahrt bis Leipzig auch nur halb vollgetankt zu überleben.

Labensky sah als Einziger aus dem Fenster. Er sah gläserne Autohäuser, und er sah Gymnastikhallen, aus denen ihn Menschen, die rannten, ohne voranzukommen, anglotzten wie Karpfen im Aquarium. Er sah zwei einstöckige Gebäude mit roten Lichtern hinter zugezogenen Gardinen, sie nannten sich *Laufhaus Erfurt* und *Arabellas Hühnerstall*. Er sah eine Matratzenfabrik, ein Fliesenzentrum, einen Sonderposten-Markt namens *Jawoll*, ein Bestattungsunternehmen namens *Holzheim* und ein Sonnenstudio namens *Sun World*, das o trug eine Sonnenbrille.

Abgelenkt von den vorbeirauschenden Eindrücken, atmete Labensky gleichmäßig ein und aus. Der Geruch frisch gepellter Eier und aufgeheizter Wurstbrote lag in der Luft, machte sich aufdringlich zwischen den Sitzen breit, während Busfahrer Muhibija einhändig das Lenkrad hielt. In Labenskys Augen sah er aus wie ein Held aus den guten alten DEFA-Indianerfilmen, die er als Kind so geliebt hatte, wie ein Cowboy, der in die Sporen trat, wann immer sein Gefährt nicht spurte; das riesige Lenkrad war sein Lasso. Von Zeit zu Zeit bog er gekonnt von rechts nach links und überholte einen Wohnwagen oder einen Sattelschlepper oder einen Lkw. Labensky, auf der Überholspur und auf einem rechten Fensterplatz, drückte bei jedem Überholmanöver den rechten Fuß nach unten, als würde er selbst Gas geben, während er Ausschau hielt nach Flitzer-Blitzern. Nach diesen Geräten, von denen im Radio immer die Rede war, wenn Leute mit Schnappatmung in der Sendung anriefen, als hätten sie entlang der Leitplanken gerade Späher aus dem Feindesland entdeckt. Als stünde der Ivan noch nicht vor der eigenen Haustür, aber immerhin schon am Straßenrand. Ob sie noch jemanden grüßen dürften, fragten die Anrufer – todsicher immer Männer – nach dem Rapport von der Radarfallenfront noch häufig, und meistens grüßten

sie dann ihre Frauen. Diese Frauen hießen »Kerstin« oder »Silke« oder »Nadine«. Und wenn Moderatoren die Anrufer dann fragten, wo oder wie ihre Frauen denn so seien, dann lautete die Antwort immer: »Zu Hause« oder »Eigentlich ganz normal«.

Rita war nicht so, dachte Labensky. Seine Gedanken an diesem Morgen waren noch schwerer dingfest zu machen als ein Stück Seife in der Badewanne. Rita war, wenn es nach ihr ging, nie zu Hause und auch überhaupt nicht ganz normal gewesen. Sie war so anders als alle anderen, dachte er, dass er eine Gebrauchsanweisung für sie hätte gebrauchen können. Ein Wildfang, immer unterwegs, immer auf der Rolle. Da hatte er, der am liebsten faul gewesen wäre wie ein Esel um die Mittagszeit, sich häufig gewaltig strecken müssen.

Holzheim, sprang er in Gedanken zurück zu dem Bestattungsunternehmen, an dem der Bus gerade vorbeigerauscht war. Holzheim war ein guter Name für einen Bestatter, fand Labensky und dachte, dass er sich demnächst mal dort melden sollte. Bald würde der Sensenmann ja auch ihn zum ewigen Matratzenhorchdienst abkommandieren, und dann würde er in so ein Holzheim einziehen. Bange war ihm darum nicht. Bange wurde ihm nur, wenn er an Rita dachte und an diese Grube, in der die Frau gefunden worden war.

Er konnte den Gedanken, dass Rita bereits vor vielen, vielen Jahren etwas zugestoßen sein könnte, immer noch nicht zulassen. Er weigerte sich, zu glauben, dass sie womöglich diese namenlose, unbekannte tote Frau war, von der dieser Zeitungsartikel handelte.

Wenn Rita die Frau war, also wenn sie wirklich nicht mehr am Leben war, dachte er nun doch einmal ganz kurz, dann wollte er vielleicht auch nicht mehr unbedingt am Leben sein. Dann war ja alles, was sein Leben einmal schön gemacht hatte, für immer weg.

Der Bus bog auf die Autobahn nach Leipzig, rechter Hand

auf die A4, wo sich das Heizkraftwerk Erfurt-Ost und die Resteabfall-Verbrennungsanlage RABA aneinanderklammerten, als fürchteten sie auch ums Überleben. Und da, während der Bus abbog, bog auch Labensky in seinen Gedanken ab. Na ja, Gedanken. Es waren eher Vorstellungen, aber das Heizkraftwerk und die Resteabfall-Verbrennungsanlage erinnerten ihn an Rita und sich selbst. Seltsamerweise nicht als alte oder resteabfallähnliche Menschen, sondern als blutjunge. An ihre Freundschaft schon als Kinder und daran, wie sie immer füreinander da gewesen waren. Er dachte nicht mehr an das Ende, sondern an den Anfang, und es war ihm, als käme in Bildern und Gerüchen jetzt langsam alles wieder zurück, als würde all das in ihm wieder lebendig: die Jahre nach dem Krieg. Die herrlichen, nach reifem Korn schmeckenden, von Badege-schrei durchzogenen Sommer in der DDR. Die Nacht, in der ein schnauzbärtiger Mann namens Josef Stalin starb und in der er Rita zum allerersten Mal begegnete.

Labensky war es im Feierabendheim oft vorgekommen, als gebe es in seinem Hinterkopf so eine Art Abstellkammer, die nur mit diesen Erinnerungen gefüllt war. Er hatte sie schon sehr lange nicht mehr betreten. Aber nun, da er ganz langsam die Tür aufmachte, war wieder alles da, obwohl das ja schon Ewigkeiten her war.

Es war im Jahr 1953 gewesen, vor schon rund siebzig Jahren. Labensky lehnte den Kopf gegen die Fensterscheibe, machte die Augen zu. In Gedanken reiste er weit in die Vergangenheit zurück.

Er war damals acht Jahre alt gewesen, wenn seine Erinnerung ihn nicht täuschte. Er lebte allein mit seiner Mutter in einem mickrigen, holzverschalten Häuschen, einem echten Kleineleuthaus, das im ganzen Dorf als »Schuhschachtel« bezeichnet wurde.

Dieses Dorf, in dem er aufwuchs, nannte sich Briesen. Ein Bauernkaff in Brandenburg, das zwar noch nicht am Arsch der

Welt lag, aber man konnte ihn von dort schon sehen. Gerade mal zweitausend Seelen hausten in dem Ort, darunter auch Männer vom sogenannten Großen Bruder. CA stand auf den roten Schulterstücken ihrer Uniformen, was angeblich für die geheimnisvolle Zeichenfolge *Советская армия* stand und wie *Sowjetskaja Armija* ausgesprochen wurde, denn angeblich waren die Männer sowjetische Soldaten, die als Besatzer stationiert waren und den Deutschen auf die Finger schauen sollten.

»Circus Aljoscha«, so nannten die Leute im Dorf hinter vorgehaltener Hand diese Armee, wegen der Abkürzung CA. Und für Labensky machte das mit dem Zirkus ja auch Sinn, denn die Männer, die diesem Zirkus angehörten, sorgten tagein, tagaus für Spaß und Unterhaltung: Sie sprachen eine lustige, ganz nuschelige Sprache, und sie verteilten Lakritze, Lutschbonbons und Schokolade. Dazu führten sie ständig Kunststücke mit ihren Gewehren auf, ballerten auf Spatzen, Katzen oder einfach in den Himmel und wirkten bereits am helllichten Tag, als seien sie sternhagelvoll.

Als Knirps dachte Labensky an einen Wanderzirkus. Aber die Männer in den Uniformen wanderten zu seinem Glück nie weiter. Sie blieben einfach jahrelang am selben Ort, was für die Dorfkinder ein großer Spaß war und für die Erwachsenen, vor allem für die Kriegsheimkehrer aus Gefangenschaft, nicht immer ganz so lustig.

Die Briesener konnten sich leidenschaftlich über den Zirkus des Großen Bruders ärgern. Es war, als hätte der verlorene Krieg eine Lust zum Schimpfen, Fluchen und hemmungslosen Saufen in ihnen geweckt. Das Einzige, was sie mal davon abhielt, war das Lästern. Wenn es anderen schlechter ging als ihnen, dann ging es ihnen gut, und so sorgten sie dafür, dass es fast immer was zu schnattern gab.

Wie gierige Vögel stürzten sie sich auf Gerüchte. Bei der Ernte auf den Feldern zerrissen sie sich das Maul. Nach Scheu-

nenfesten fällten sie Urteile am Gartenzaun, auch über ihn, den »schwachsinnigen Labensky-Jungen«, wie er vom ganzen Dorf genannt wurde.

So weit er zurückdenken konnte, waren sich die Leute einig, er sei nicht normal, er sei dummköpfig, gehirnamputiert, bescheuert.

Es fing schon mit seiner Geburt an. Er hätte nicht geschrien oder geweint, so, wie es sich gehörte, sondern seiner Mutter auf den Bauch gepinkelt. Zu dumm zum Weinen, erzählten sich die Leute.

Einige glaubten, sein Dachschaten rühre daher, dass er bei seiner Geburt zu wenig Luft bekommen habe. Andere, die heimlich an Gott glaubten, sprachen von einer Strafe. Wieder andere mutmaßten, er sei als Säugling hochgeworfen und nicht wieder aufgefangen worden, da sei was kaputtgegangen. Die meisten waren sich sicher, seine Mutter hätte mit ihm im Bauch zu tief ins Glas geschaut, sogar absichtlich Spülmittel und Terpentin getrunken, um ihn auf den letzten Drücker loszuwerden, ihn wegzumachen. Seine Mutter selbst erklärte ihm das alles so, dass er eben seine ganz eigene Sicht auf die Dinge hätte und dass er ganz einfach da, wo Herz und Hirn vergeben wurden, leider nur einmal seine Hand gehoben habe.

Labensky genügte das schon als Erklärung. Er zerbrach sich nicht den Kopf darüber, dass die Leute ihn für einen Dummkopf hielten, blöd wie zehn Meter Feldweg. Das Einzige, was ihn oft traurig machte, war das Getuschel über seine Mutter, die ihn ganz allein großziehen musste, weil sein Vater nicht mehr aus dem Krieg zurückgekommen war. Angeblich war er nur Monate vor seiner Geburt bei Stalingrad – das lag irgendwo im tiefsten Schnee – mit einem ganzen Bataillonszug in die Luft geflogen. Labensky wollte nicht daran glauben, dass sein Vater im Eis von Krähen gefressen worden war, also stellte er sich das so vor, dass sein Vater seitdem auf einer Wolke hockte,

von der er nicht mehr runterkam. Mehr wusste er nicht von ihm, außer dass er die Sommersprossen und die Segelohren, die wie Topfhenkel von seinem Kugelkopf abstanden, von ihm geerbt hatte. Von seiner Mutter hatte er die nicht. Seine Mutter galt als Schönheit, was sie nicht davor bewahrte, dass das halbe Dorf sie eine Rabenmutter nannte.

Sie warfen ihr vor, nicht anständig für ihren Sohn zu sorgen und sich mit Lebensmittelmarken durchzuschmorren. Und tatsächlich, erinnerte sich Labensky, hätte er sich als kleiner, ostzonaler Junge gerne einmal kugelrund und satt gegessen, aber mehr als Rüben, Rettich und Konsumbrot gab es nicht zu kauen, und häufig knirschte es zwischen den Zähnen. An Geburtstagen mal Falsches Hirn, Rührei mit Zwiebeln. An Feiertagen mal eine Tote Oma, Blutwurst mit Sauerkraut. Von Kaltem Hund, Kekskuchen mit Schokolade, konnte er nur träumen. Halloren Kugeln oder die gute alte Vitilade, Ersatzschokolade vom VEB Rotstern, aus Haferflocken, Braumalz und angeblich Stierblut statt Kakao, das war das krümelige Ende der Fahnenstange. Eine Kriegswitwenrente gab es nicht, aber die Ebbe auf den Tellern kam auch daher, so meinte sich Labensky zu erinnern, dass seine Mutter an einer unsichtbaren Krankheit litt. An einem gebrochenen Herzen oder so was Ähnlichem, weshalb sie an gar nichts im Leben Freude hatte, schon gar nicht am Kochen.

Ihr Name war Erna. Die Männer im Dorf, deren Ehebetten als »verkehrsberuhigte Zonen« galten, nannten sie die »wilde Erna«, obwohl sie in seinen Augen gar nichts Wildes an sich hatte. Es war eher, als lastete ganz schweres Gepäck auf ihr, weshalb sie meist im Bett rumlag, so wie kaputt, so wie zertrümmert, was ihr anscheinend auch noch den Zweitspitznamen »Trümmerfrau« einbrachte.

Die Briesener hatten es so mit den Namen. Es gab nicht eine einzige Kirche im Dorf, weil der Große Bruder keine Kirchen in der Zone wollte. Dafür aber gab es gleich drei schummrige

Dorfstampen, sie hießen »Bierhimmel«, »Durststrecke« und »Bärenquelle«.

Seine Mutter ging meistens, wenn sie sich einmal die Woche aus dem Bett aufraffen konnte, in den Bierhimmel. Wahrscheinlich, glaubte Labensky, um seinem Vater, der seit der Ostfront ja auch im Himmel war, auf irgendeine geheimnisvolle Weise nahe zu sein.

Er selbst, neugierig wie ein Waschweib, schlich seiner Mutter dann oft heimlich hinterher, weil er unbedingt dabei sein wollte, falls sich sein Vater seiner Mutter dort vielleicht für ein paar Augenblicke am Tresen zeigte, und sei es nur als Flaschengeist. In Schlafkleidern stiefelte er aus dem Haus, die Straße hinunter bis zu der Wirtschaft, vor der sich die Mifa-Fahrräder schon stapelten. Im Bierhimmel war immer fix was los, nicht nur zu Erntedankfesten oder zur Männerfastnacht, auch an Sonntagen zum Frühschoppen traf sich das Dorf, um sich gemeinsam zuzulöten. Auf Zehenspitzen linste Labensky durch beschlagene Fensterscheiben in einen Schankraum voll rotnasiger, zermörserter Gesichter, die in dickbäuchige Gläser sprachen. Seinen Vater, mutmaßlich einen Mann mit Kugelkopf und Segelohren, erspähte er dort nie. Dennoch blieb er nächtelang wie angewurzelt vor dem Fenster stehen, um seiner Mutter beim Schäkern mit anderen Männern zuzusehen.

Es geschah eines Nachts, in der letzten Nacht seiner Grundschulferien im Frühjahr 1953, so erinnerte sich Labensky, da blieb er ein einziges Mal nicht heimlich draußen vor dem Kneipenfenster, sondern tat etwas, was er im Nachhinein bereuen sollte. Es war in jener Nacht, in der das ganze Land in eine angeordnete mehrtägige Staatstrauer verfallen sollte, weil der langjährige, schnauzbärtige Chef des Großen Bruders, der angeblich auch für die DDR den Krieg gewonnen hatte – sein Name war Josef Stalin, seine Spitznamen »Koba«, »Der Stählerne« oder auch »Onkel Joe« –, in seiner Datscha bei Moskau einem Schlaganfall erlegen war.